Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift

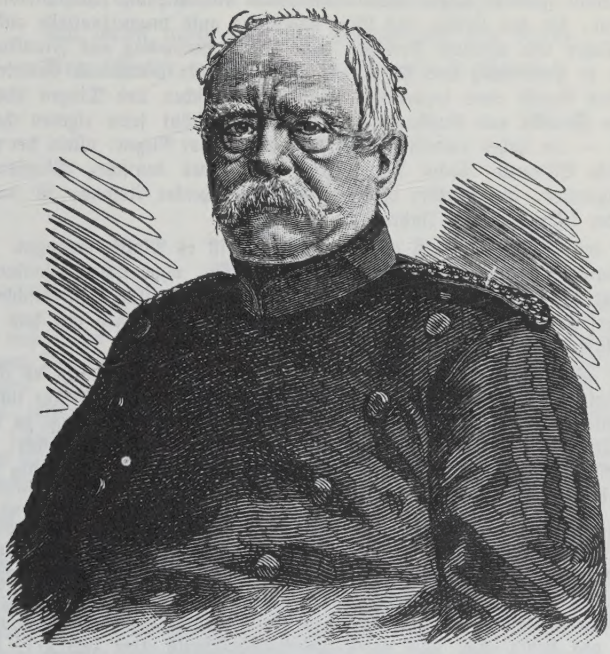
für

Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 31. März 1885. Nr. 13.



Der alte deutsche Erbfeind, der Parteigeist ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät, durch die Feder hier verdorben wird, was durch das Schwert geschaffen wurde.

Bismarck in seiner Reichstagsrede am 14. März 1885.

Zu Bismarcks siebzigstem Geburtstag.

Betrachtung von M. G. Conrad.

Was doch ein langes Leben oft austrägt für die Geschichte des Einzelnen wie der Völker!

Wäre Bismarck als Fünfziger gestorben, kein Mensch hätte gewußt, welche schicksalsträchtige Kraft mit dem damals verhaßten und verspotteten Manne dahingegangen! Diplomatische Knirpse und Schufte hätten triumphiert über den mächtigen Geist, triumphiert über das große ehrliche Herz.

Bevor ihn zum Staatenzertrümmerer und Staatenerbauer geschmiedet die harte, späte Zeit, sagt mir, hätte nicht der Wust parlamentarischen Geschwätzes und der Unrat deutschfeindlicher Mächte sein junges, kühnes Leben erstickt, sein edles Andenken besudelt, wenn er in der frühen Vollkraft des Mannes vom Schauplatz plötzlich verschwunden? Was wäre von ihm geblieben, wenn er in der bei allen Pedanten heute noch schauerlich berüchtigten Konfliktszeit, oder während des dänischen Krieges, oder unmittelbar nach 1866 das Zeitliche gesegnet hätte?

Gewiß, aus Bismarcks Jugendgeschichte liegen uns heute eine Menge Bezeugungen überschäumender genialer Kraft, schrankenbrechender Kühnheit und rücksichtsloser Gedankensicherheit vor, die den Helden von Blut und Eisen aufs unzweideutigste ankündigen; in seinen amtlichen und privaten Berichten vom seligen Bundestag aus Frankfurt, von den Kaiserhöfen in Petersburg und Paris herrscht schon jener prachtvolle Genietrotz, der die humorvollsten Exzesse einer souveränen Kritik an Menschen und Dingen übt und allen überlieferten Formen und Anschauungen zum Spott resolut seine eigenen charaktervollen Wege geht — ein hohes vaterländisches Zukunftsbild vor Augen: allein der volle, ganze, welthistorische Bismarck, dieses seltene Phänomen eines deutschen Staatsmannes von absolut origineller, auf stärkster deutscher Wurzel ruhender Artung, ist doch erst ein Ergebnis der letzten zwanzig Jahre.

Und wie Bismarck, so ist es dem Kaiser, so ist es Moltke ergangen. Sie hatten das erste halbe Jahrhundert ihres Lebens überschritten, ohne etwas besonders Auszeichnendes, über das gute gewohnte Maß Hinausgehendes für ihre Unsterblichkeit leisten zu können. Erst die Erfolge des Jahres Siebzig haben ihre Namen mit dem des eisernen Kanzlers flammend eingeschrieben in die Chronik der Völker.

Was also ein langes Leben austrägt — und wie klug und weise es ist, für einen Deutschen insonderheit, durch vernünftige Wirtschaft sich Kraft und Frische und Schneidigkeit zu erhalten bis ins hohe Alter, denn man weiß niemals, wie lange es dauern kann bis das Schicksal an uns herantritt und uns die Karten in die Hand drückt: „So, wenn du das Feuer deiner Jugend bewahrt und die Ideale des Mannes heilig gehalten — jetzt spiel' deine Trümpfe aus!"

Ein Deutscher muß ja oft fabelhaft lange leben, bis die Stunde seiner großen, fruchtbaren und für seine Schätzung entscheidenden Lebensthat schlägt. Und im steten Kampfe leben, unter Widerständen und Gewaltsamkeiten aller Art, unter großen Stürmen nicht allein, die uns immer gerüstet finden, sondern auch unter den lumpigsten, kleinlichsten, unermüdlichsten Unbilden, die auch den Stärksten entwaffnen können, wenn er nicht Tag und Nacht auf seiner Hut und seines hehren Kampfziels treu bewußt! Und auf der Höhe leben in aller Einfalt seiner besten Absichten, aber in steter revolutionärer Spannung bei der ehrlichsten konservativen Grundstimmung, eine Heldennatur seines Volkstums, aber in fortwährendem Widerspruche mit den eingefleischtesten Lieblingsthorheiten, mit den gefährlichsten Erbfehlern eben dieses Volkstums!

So hat Bismarck gelebt, dieser phänomenale Deutsche, der mit starker Hand in die Schicksale der Völker gegriffen und Deutschland, das schwache, verachtete, zerrissene, einig und stark und groß gemacht und zu einem Horte des Weltfriedens und der Gerechtigkeit erhoben hat!

Möge er ſo noch weiter leben und ſtreiten Jahrzehnte lang zum Heile unſeres Reiches! Denn ſelbſt bei dem unerſchütterlichſten Glauben an die außerordentliche Entwicklungskraft unſeres jungen Reichslebens iſt der Aufblick der heranwachſenden Geſchlechter zu dem unbezwinglichen, im Greiſenalter noch unermüdlich thätigen Kanzler eine Quelle reichen Mutes und friſcher Begeiſterung für alle und ſomit eine Verheißung neuer Siege in den Kämpfen der Zukunft!

Geburtstagsreim für Linen

der am erſten April geboren.

Du giltſt für offen und biſt doch geheim
Wie jeder, der das Wahre innerſt will;
Drum prophezeit Dir mein Geburtstagsreim:
Du lockſt noch manchen Gimpel auf den Leim
Und ſchickſt noch manchen Narren in April.

M. G.

Mein Zögling.

Eine Kindergeſchichte von Sara Hutzler. (Nachdruck verboten.)

Sie riefen ihn Dot. In Wirklichkeit hieß er Theodor — Theodor Elfers. Der Beiname Dot (Punkt) paßte, ſo drollig er klang, ganz ungewöhnlich gut auf den ſtrammen, feſt gebauten kleinen Burſchen, deſſen blondroter Kopf unſtät wie ein Irrlicht unter der ziemlich gleichaltrigen Schülerſchaar des Inſtituts in der Hauptſtadt Ohio's auftauchte.

Dot's rötlicher Kopf war der erſte, der mir bei meinem Eintritt in das Lehr-Inſtitut begegnet war, und zwar hing beſagter Kopf rücklings über eine Baluſtrade hernieder, welche die obere Aula umzirkelte.

Beim erſten Blick konnte mir dieſes baumelnde Haupt keinen Eindruck machen — es war eben Alles an ihm krebsrot. Beim zweiten Begegnen in der Klaſſe hatte ich Gelegenheit, ihn näher in's Auge zu faſſen und zwar indem er ſich recht überflüſſig ſchlecht betrug. Dot's muſikaliſches Empfinden mochte den Vorbereitungen einer Geſangſtunde mit Geigenbegleitung widerſtreben — der kleine Herr poſtierte ſich bei dieſer meiner erſten Unterrichtsſtunde in dem Inſtitut hinter mich und begleitete einen jeden meiner Geigenſtriche mit einem kleinen nervös machenden Gezirpe, das er mittelſt feſt geſpannter Pferdehaare über einen Federhalter zu wege brachte.

Dot's Ruf war – ſoweit ich nach kurzem Beobachten ermitteln konnte, wenig ermutigend zu friedliebendem Verkehr. Dot's Wort galt bei ſeinen Mitſchülern beunruhigend viel; Dot's Beſchlüſſe wogen in der Meinung ſeiner Kameraden übermäßig ſchwer — zudem übten Dot's Fäuſte eine unbezwingliche Drohkraft, der gegenüber ein jedes ausgleichende Argument ſofort zu nichte wurde.

Dot hinkte. Eigentümlicherweise verunzierte das Schleppen seines verkürzten Beines ihn nicht im Geringsten, ja — mir wollte es fast scheinen, als stünde dieses kleine Gebrechen des Kindes in Einklang mit dem ganz seltsamen Blick seiner Augen oder schaffe mindestens zu demselben eine Art Harmonie. Diese Augen waren es, die mich ganz gegen mein Wollen zu Betrachtungen und Grübeleien über die sehr geräuschvolle Person des kleinen Burschen verleiteten. Es lag etwas eigen Fesselndes in den Blicken des Knaben, ein Fremdes, Sehnendes, das in dem runden Gesichtchen ganz deplaziert erschien und zu der resoluten Haltung und zu den temperamentvollen Geberden im krassesten Widerspruch stand.

Dot war — so erfuhr ich einige Tage nach meinem Eintritt ins Institut, dem Alter nach der jüngste der Schüler, die Zeitdauer seines Aufenthaltes jedoch stempelte ihn zu einem der ältesten.

„Immer hier gewesen," sagte er selbst in prahlerischem Tone von sich, und die wegwerfende Art, in der er sprach, ließ mich im Zweifel, ob die Rede in Bitterkeit oder Triumph geäußert worden war. Ueber die Herkunft des Knaben herrschte im Hause eine eigene — Schweigsamkeit. Es war offenbar, daß die Mittel, die die Erziehung des kleinen Herrn bestritten, keine geringen waren; es sprach dafür die überaus nachsichtige Behandlung, die den sehr leichten Manieren Dot's entgegengebracht wurde. Ich gestehe, daß diese Manieren, verbunden mit den unberechenbaren Ausfällen des mir von Tag zu Tag rätselhafter erscheinenden Knaben, meinen neuen Posten nicht eben verherrlichten; ich gestehe ferner, daß die kurze Probezeit, welche mir vor der offiziellen Annahme der Kandidatenstelle in dem Institute bewilligt worden war, ohne die vielen von Dot in Szene gesetzten nichtsnutzigen Streiche, etwas erträglicher hätte verlaufen können — trotzdem wuchs mit meinem Verdruß über den Knaben auch mein Interesse für ihn, und dieses ließ mich den Lehrer in mir zuweilen vergessen in meinem rein menschlichen Beurteilen des Kindes.

Ich fragte mich, wenn ich ihn inmitten der anderen Knabengruppen schreien und schimpfen hörte, was denn so Eigentümliches an ihm sei, das mich veranlaßte, gerade diesem Kinde gegenüber, das mir mehr als die andern zu schaffen machte und mich ersichtlich weniger liebte als alle andern, eine besondere Empfindung entgegenzubringen, und immer wieder mußte ich mir entgegnen, daß hinter der rauhen Schale, die er herauskehrte, ihm unbewußt eine Innerlichkeit in ihm lag, die ich vorahnte, und an die ich, nach einer kleinen Episode, die sich bei mir abgespielt, fest und unverbrüchlich glauben mußte, trotz der widersprechenden Haltung des Knaben, der sichtlich danach strebte, die Begebenheit, um der weichen Stimmung willen, die er gezeigt, vergessen zu haben.

Dot's Natur war keine hochherzige. Dot schloß intime Freundschaften und verleugnete sie in derselben Stunde. Oft schien es, als triebe ihn eine gewisse Ruhelosigkeit von einem zum andern, und so schrieb ich es mit jener Ruhelosigkeit zu, daß er so leichtfertig über jene Aufwallung von Sentiment hinwegkam, die ich bei ihm gesehen, ja, daß er sie sogar durch einen gewissen Trotz verleugnete.

Es war an einem Samstag gewesen, der erste, der meinem festen Accept der Kandidatenstelle gefolgt war. Ich hatte mir vom Direktor einige Stunden Dispens erbeten, um mir die sehr kläglich ausgestattete „Schulmeisterbehausung" im oberen Stockwerk einigermaßen wohnlich zu gestalten. Mein Vorgänger mochte es mit den Begriffen häuslichen Behagens nicht allzu genau genommen haben, daher wohl die Kahlheit der graugetünchten Wände, die Unzulässigkeit der klappernden Fenster und Thüren, und die Wackelluft der armseligen zwei Stühle, welche neben einem kleinen Seitentisch und einem großen Wandschrank das Mobiliar meines Giebelstübchens ausmachten. Ich kniete in den Freistunden, welche vorschriftsmäßig unter den Zöglingen auf dem Spiel- und Turnplatz verbracht zu werden pflegten, dicht vor dem niedern arg in den Angeln schüttelnden Fenster und mühte mich durch enge Stoffstreifen die überflüssigen Ritzen zu vernageln. Die Beschäftigung trug mich in

die unmittelbare Vergangenheit zurück, in der ich dergleichen sorgliche Aenderungen in der Behausung für ein unendlich geliebtes wachsbleiches Geschöpfchen verrichtet hatte, für das mir seit der Eltern Tod anvertraute kränkliche einzige Schwesterchen, dessen Mund nun verstummt war, und deren zarten leidenden Körper ich vor wenig Monaten hinausgetragen hatte auf den Ruheplatz unseres Friedhofes. Ich wollte, da das liebe bleiche Gesichtchen mir nun fehlte, etwas von ihr — von ihrem erwärmenden Hauche mit hinübernehmen in meine neue Behausung, und während ich sorgend die Mängel der schadhaften Fensteröffnungen ausbesserte, trugen mich die Gedanken so gewaltsam in die letzten Leidenswochen zurück, daß ich die unter mir spielende Knabenschaar völlig vergaß und mich wieder hineinträumte in die Zeit, in der mir ihre liebe feine Stimme vom Krankenstuhl herüber kleine kategorische Befehle zuzurufen pflegte.

Voll der alten Erinnerungen, hatte ich es nicht bemerkt, daß mehrfaches Anprallen kleiner Gegenstände gegen das Fenster die Stille meiner Umgebung unterbrochen hatte, bis plötzlich unerwartet ein in Papier gehüllter Stein mit Nachdruck gegen die Scheibe prallte und sie klirrend in das Innere des Zimmers streute. Ich weiß nicht, weshalb mir gerade in diesem Augenblick ein bestimmtes Knabengesicht deutlich vor Augen trat: Dot. Ich verharrte wenige Sekunden regungslos in meiner knienden Stellung und hörte das Klappern davontrabender Stiefel vom Hofe herauf.

Seltsam, daß mir weder Zorn noch Erregung beikam und daß sich nur fest und klar vor meine Phantasie die stramme Gestalt Dot's drängte. Es überraschte mich daher gar nicht, als ich, nach kurzem Besinnen in den Hof hinabschauend, eine einzige Figur dortselbst entdeckte, und diese mit gespreizten Beinen und in den Hosentaschen vergrabenen Händen, dreist und herausfordernd mein Fenster musternd: Dot. „Das nenne ich den Mut seiner Ueberzeugung haben," dachte ich bei mir, über die Unverfrorenheit des Knaben mehr belustigt als verdrossen, und getreu meinem gefaßten Plane, diesem Kinde durch konsequenteste Ruhe und Selbstbeherrschung beizukommen, trat ich ohne Wort noch Frage vom Fenster zurück. Der kleine Mensch hatte beides erwartet, ich wußte es — wußte auch, daß ihn mein Schweigen enttäuschte. Ich enttäuschte ihn noch mehr, indem ich des Vorkommnisses weder damals noch später mit einer Silbe erwähnte, in den darauffolgenden Tagen jedoch Dots Platz änderte, so daß er unmittelbar unter meinen Augen saß. Er fühlte, daß ich ihn scharf beobachtete.

Meine Berechnung war eine richtige. Dot's verwundertes Antlitz verfolgte mich voller Erwartung und Spannung. Dot's Staunen über meine unveränderte Ruhe wurde stärker und stärker, bis endlich die Neugier siegte und ihn eines Tages unaufgefordert zu mir trieb. Es war kurz vor der allgemeinen Arbeitsstunde. Er stand im Rahmen meiner Thüre und rief mir verlegen seinen Gruß zu. Ich wandte mich nicht um. Ich hielt den Epheuzweig, den ich um das Bildniß meiner geliebten Toten zu schlingen im Begriff stand, prüfend unter dasselbe und fragte über die Schultern weg: „Wolltest du etwas?"

Ich erhielt keine sofortige Antwort und blickte deshalb fragend zurück. Sofort ließ ich den erhobenen Zweig sinken und trat auf das Kind zu. Dots Augen sahen starr auf die Wand, starr auf das mit Reliquien aller Art umgebene Bildnis, und in den großen braunen Augen des Knaben trat — ihm unbewußt — jenes sehnende, traurige Etwas, das ich an ihm schon wahrgenommen hatte und das Zeugnis gab von einem ungesagten Leiden. Vergessen war in dieser einen Sekunde die Angelegenheit, um derentwillen der Knabe gekommen sein mochte — das ernste Antlitz mit dem weißlichen Hauche gehörte nicht dem zügellos widerspenstigen Knaben an, dessen krummgezogenen Zeigefinger ich wohl im Laufe der Schreibstunde zehnmal gerade zog, der mir meine Scheiben böswillig einschlug, und mir Schnüre unter die Bänke zog, über die ich stolpern mußte — der Knabe, der jetzt vor mir stand, trug in seinem kindlichen Gesicht Spuren eines an innerlichen Leiden krankenden

Geschöpfes, das des Verständnisses bei seiner Umgebung entbehrt und nach Mitteilung schreit. Ich streckte ihm meine Hand entgegen. Sollte das kleine Herz nicht fühlen, daß hinter meiner zur Schau getragenen Strenge ihm ein warmes Empfinden entgegenkam? Er sah die dargereichte Hand gar nicht — seine Blicke ruhten auf der Wand mit dem Bildnis.

„Wer ist das?" fragte er in der ihm eigenen brüsken Weise, die ihn sofort wieder eins machte mit dem Schüler Dot. Ich machte den Versuch, die weiche Stimmung, die ich in seinen Blicken gelesen, festzuhalten, indem ich — so andächtig wie es meine Stimmung diktirte, Antwort gab: „Es ist Jemand Liebes, den ich begraben habe!"

„Begraben?" Er sprach das Wort mechanisch nach, dann sagte er plötzlich wie in raschem Verständnis: „Wo?"

„Auf dem Friedhof beim Domplatz!"

„Sind die Gräser und — und all' die Dinger von da?" Ich nickte nur. Ich bemerkte das Zögern in der Sprache des Kindes und verstand, daß es ein ihm unbewußtes inneres Auflehnen gegen die ihm unbequeme Gefühlsstimmung war, welche ihn seine Reden so verächtlich stellen ließ. „Gehen Sie immer hin?" Seine Augen ruhten bei der Frage auf mir, als sollte den Worten eine Bitte folgen, aber der Mund schwieg, und so antwortete ich so unbefangen, als wunderte mich an dem Gespräch nichts, daß ich „sehr oft dahin ginge, recht oft."

Die Schulglocke, die zur Arbeitsstunde rief, fiel an jenem Tage wie ein Mißklang in mein Ohr und — die Episode, von der ich gehofft, daß sie mir den blondroten kleinen Burschen näher führen würde, schwand mit dem Ausklingen der Glocke von der Bildfläche und existierte scheinbar nicht mehr. —

Dot trottete bei den täglichen Spaziergängen der Klasse unverändert neben mir her; Dot's Hefte verblieben nach wie vor in dem gleichen Stadium hervorragender Unsauberkeit. Dot selbst gestattete sich mehr Freiheiten denn je: er erlaubte sich gelegentlich ohne alle Rücksicht aus den Reihen der Spielenden zu verschwinden und ohne Erklärung vom Hause fern zu bleiben. Zweimal ließ ich dieses sehr dreiste Vorgehen unbeachtet, beim drittenmale ließ ich es mir angelegen sein, die geheimen Wege des Knaben zu erforschen. Ich wanderte eine Viertelstunde vergebens, und als ich am Domplatz angelangt — die kleine Kirchhofspforte geöffnet fand, schlug ich mir alle Schulmeistersorgen aus dem Kopf und trat ein. Vor mir lag der schmale Grabhügel, an dem ich so manche Stunde verträumt, und rings umher lagen gleich schmale Hügel mit Kreuzen darüber und duftenden Blüten darauf. In Gedanken verloren, wanderte ich unter ihnen daher — hier mechanisch eine Inschrift lesend, dort eine Epheuranke betrachtend . . . plötzlich fuhr ich aus meinem Sinnen auf. In einer geraden Linie vor mir lag, abseits von den übrigen, ein verödeter Hügel. Darauf hockte — ich traute meinen Augen nicht — Dot. Ich blieb ganz still. Das hereinbrechende Dämmerlicht ließ noch einen Irrtum zu . . . Nicht doch! Die kleine Figur, welche eifrig an dem Marmorstein zu kritzeln schien, bewegte sich, hob horchend den Kopf und richtete sich auf. Hinter einem Baume verborgen, überwachte ich die Knabengestalt, die sich alsbald erhob und dem Ausgang zueilte. Jetzt war ein Irren ausgeschlossen. Der hinkende Schritt gehörte nur einem an, und dieser begegnete mir bei meiner Rückkehr inmitten seines Kameradenkreises am Abendtisch so unbefangen wie immer — nur schien es mir, als liege auf dem Knabengesicht ein leiser Zug von Mattigkeit, den ich sonst dort nicht gesehen. Es fiel mir schwer, meiner Erziehungspflicht zu genügen, ich that es widerwillig und mit mir selbst im Hader.

„Theodor Elfers!" Er trat rasch vor, wie einer, der etwas erwartet hat und nun rasch erledigt zu haben wünscht.

„Du hast mehrfach bei den Nachmittagsübungen gefehlt!" Ich machte eine kleine Pause, die er benutzte, um einen prüfenden Blick über die Klasse zu senden.

„Was kannst Du zu Deiner Entschuldigung anführen, Elfers?"

„Mag nicht turnen!“ erwiderte er dreist.

„Hattest Du vom Herrn Direktor Dispens erbeten?“

„Nein!“

„Du hast Dich also ohne Erlaubniß entfernt?“ Dot antwortete nicht. Sein Fuß scharrte ungeduldig den Boden. Die Knaben kicherten unter einander. „Wo warst Du?“ fragte ich weiter, und jetzt sah das Kind rasch auf. Ein einziger großer Blick war's, der mich traf und der Blick sprach deutlicher als alle Worte: „Was fragst Du — da Du doch weißt“ — Sekunden lang sehen wir uns an — er in mein erzwungen strenges Gesicht, ich in das seine, das sich mir mit einem halben Lächeln entgegenhob, mit einem Lächeln, so zutraulich und herzgewinnend zugleich, daß mir's wie ein Sonnenstrahl in's Herz zog. Und mit einem raschen Blick des Verständnisses, den der kleine Mensch auf's Geschickteste verstand, erhob ich mich und diktierte die notwendige Strafe.

„Du wirst von den drei kommenden gemeinschaftlichen Spaziergängen ausgeschlossen bleiben, Elfers, damit Du Dir auf Deinem Zimmer klar machst, daß man die Regeln des Instituts zu respektieren hat. An Eure Plätze!“

Auf dem niederen Grabstein, vor dem ich den Knaben knieend gefunden, entzifferte ich folgenden Tages die unter dem Familiennamen „Elfers“ eingekratzten Striche. Sie bildeten das eine Wort: Mutter! (Forts. folgt.)

Nachtgesicht.

Von Hermann Franke.

Abends durch die leeren Gassen —
Gingt ihr je mit stillem Schritt,
Wenn sie einsam und verlassen
Widerhallen von dem Tritt;
Wenn des Tag's lärmvolle Welle
Mit dem Tage ist entfloh'n,
Und in mattgespenst'scher Helle
Nebelhafte Schatten droh'n?

Auf gezackte Giebelmauern
Fällt des Mondes Silberschein,
Und ein nachtgebor'nes Schauern
Hüllt dort Thor und Sockel ein;
Nur ein schmaler, gold'ner Streifen
Klettert noch zum Dach hinauf,
Blitzt in Fenstern, Rinn' und Greifen
Und umrankt des Firstes Knauf.

Wie in Traumesbann befangen
Stehn die alten Häuser da;
Tiefe Not und festlich Prangen
Schon ihr dunkles Auge sah:
Kriegesflamme, großes Sterben,
Wieder dann des Friedens Glanz,
Glück und Elend und Verderben,
Wechselnd in der Zeiten Tanz!

Da von Haus zu Haus ein Flüstern
Geht es, wie ein Hauch begrenzt,
Wo die Mauern seltsam düstern,
Wo Balkon und Erker glänzt.
Ach, sie wüßten viel zu künden,
Manch' Geheimniß hüten sie,
Reich von Liebe, schwer an Sünden,
Not, die auf zum Himmel schrie.

Aber nie im Lärm der Tage
Hört ihr heimlich ihren Laut,
Doch des Nachts die stumme Sprache
Wird euch wundersam vertraut:
Wenn die Schritte widerhallen,
Wenn des Mond's gespenstisch Licht
Auf die Hütten fällt und Hallen,
Wird das Träumen zum Gesicht!

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

VI.

Allerlei Versuchungen.

Die Frage: wer ist tugendhafter, derjenige, der sich damit den Himmel verdienen will oder ein Ungläubiger, der nur Gesetzen gehorcht, die zur Erhaltung der Menschheit erforderlich sind, klingt zu banal, als daß sie noch einmal aufgeworfen werden könnte. Doch sei eine dritte Aufstellung erwähnt, die vom Philosophen Epiktet herstammt und für unsere ideenfeindliche Zeit wie geschaffen erscheint.

Epiktet sagt: Tugend ist Apathie!

Im Phlegma liegt der beste Halt der Unschuld, und nicht Feuer genug haben, um Haß und Rache zu kochen, heißt edelmütig sein. Die von den Moralisten so sehr gepriesene Selbstbeherrschung ist nur ein Ringen nach Apathie, das demjenigen, der diese Himmelsgabe von Natur aus besitzt, erspart bleibt. Aus ihr entwickelt sich auch ein Gehorsam höherer Art, der oft bis ins Heldenmäßige geht.

Auf Befehl des Obern nimmt der durstigste Mönch den Trunk wieder von den Lippen, und im brennenden Kaiserpalast erstickt der wache stehende Gardist, wenn der Posten nicht eingezogen wird. Das ist der Fanatismus der Apathie.

So war fast ein Jahr friedlich und, wie Marcian glaubte, auch nützlich vergangen, als eines Tages zwei junge Männer auf der Arche erschienen, Namens Manes und Straton, frühere Bekannte von Cäsarea. Ihre Väter hatten sich Reichtümer genug erworben, so daß die Jungen keine Lust mehr verspürten, noch etwas hinzu zu thun, eine Apathie, die selbst Epiktet mehr unter das Rubrum der Faulheit als der Tugend setzen möchte. Sie kamen zu Pferde an, von zwei Sklaven zu Fuß begleitet, und hatten den Berg nicht so bald angestiegen, als sie selbstverständlich von Potamon auch schon abgefaßt wurden. Derselbe müßte viel weniger Scharfblick besessen haben, als er in der That hatte, wenn er nicht erkennen sollte, daß diese Herren nichts weniger beabsichtigten als Einsiedler zu werden. Er fragte sie deshalb etwas streng, ob sie vielleicht Lust hätten, die heilige Ruhe der lebendig Toten zu stören.

Die unheimliche Kraft, die den Alten bei aller Armut und Einfalt charakterisierte, machte sie stutzig.

Wir sind Freunde Marcians von Cäsarea, erklärte Manes. Du würdest uns verpflichten, wenn du uns seinen Aufenthalt zeigen möchtest.

Besuche sind hier nicht gebräuchlich und nicht willkommen, erwiderte Potamon. Auch lassen sich die Wohnungen der Einsiedler schwer finden und auf den schlechten Wegen müßte euer feines farbiges Schuhwerk zu Schanden werden. Hier ist überhaupt kein Spaziergang. Den heiligen Berg betritt man nicht zur Erholung, sondern demütig und mit guten Vorsätzen.

Unsere Vorsätze sind ausgezeichnet, meinte Manes. Mit dem Prädikat heilig aber scheinst du etwas freigebig.

Und wenn ich verschwenderisch damit wäre, Euresgleichen werde ich es niemals beilegen.

Auch von Demut finde ich nichts in deinen Worten, warf Straton dazwischen.

Oh, wir sind sehr demütig, aber nur gegenüber den Armen, Unglücklichen und Hilflosen. Mit Euresgleichen stehen wir im Kampfe. Ich weiß nicht, ob die Herren noch Heiden sind. Reich und üppig scheinen sie mir jedenfalls.

Werdet nicht gar zu dreist, die alten Götter haben auch noch Freunde, sagte wieder Manes.

Ach, laßt mich zufrieden mit euren Göttern und erst gar mit ihren Freunden. Die einzigen Einkünfte, die ein Tempel noch hat, zieht er aus dem Gras, das darin wächst.

Straton: Kein Wunder, wenn man die Opfer verbietet.

Gar nicht nötig! In Rom wollten sie unlängst einen kleinen Venusdienst halten, aber niemand spendierte ein Opfertier. Die etlichen Neugierigen, die sich eingefunden hatten, lachten nicht wenig. Da ging ein Spaßvogel hinaus und kaufte eine Gans, die dann unter großer Feierlichkeit zu Ehren der Venus bluten mußte.

Bei dieser Erzählung hielt sich der Alte die Seiten vor Lachen, was Straton zu dem Einwurfe veranlaßte, solcher Spott über die Götter und deren Kultus verstoße gegen die christliche Liebe, worauf aber Potamon korrekt erwiderte: gegen Frau Venus gebe es keine christlichen Liebespflichten.

Führe uns endlich zu Marcian, bat Manes; wir versprechen dir, keinen Versuch zu machen, ihn zur Welt zurückzuziehen.

Oh, darüber bin ich unbesorgt. Nehmt nur ihr selbst euch in Acht, daß er euch nicht bekehrt.

Unter großer Heiterkeit der beiden jungen Männer fing Potamon an, vorauszusteigen, als Marcian zufällig selbst den Weg herabkam.

Freunde aus Cäsarea, flüsterte er ihm zu. Du mußt der Arche Ehre machen, und beweisen, daß man in der Einsamkeit nicht etwa an Geist und Körper verkümmert.

Marcian machte einige Schritte vorwärts und mit einer gewissen Ueberlegenheit, doch ohne alle Anmaßung, blickte er auf die Fremden herab. Die lang gewordenen Haare flossen ihm über beide Schultern und von dem rauhen, ärmlichen Leibrock hob sich der sehnige Hals malerisch ab. Das noch bartlose Gesicht machte gleichwohl den Eindruck der Kraft. Die Arme waren bis über den Ellenbogen bloß und lagen über der Brust gekreuzt. Der gesenkte Blick leuchtete zuweilen auf.

Als Griechen für männliche Schönheit besonders empfänglich, fühlten Manes und Strato die größte Sympathie für den ehemaligen Jugendgespielen und nicht geringen Schmerz über den Verlust, den die gesellige Welt an ihm erlitten. Stand er doch vor ihnen wie ein Opfer, das eine unfaßbare Macht für sich gefordert habe.

Wie lebst du, Marcian? fragte Manes mit gedämpfter Stimme, denn die Zaghaftigkeit war nun ganz auf Seite der Besucher.

Ich lebe erst jetzt, antwortete der Gefragte.

Wenn du wüßtest, Lieber, wie wir dich vermissen! hob Straton an.

Ich vermisse mich nicht, erwiderte Marcian, denn ich habe mich jetzt erst gefunden. Nur in der Einsamkeit gibt es einen wirklichen Besitz. Hier gehört mir die Zeit, mir gehören meine Gedanken und Sinne. Indem ihr herantretet, bin ich gezwungen, euch mein Ohr zu leihen.

Gleichwohl versicherte Marcian die Fremden seines Willkomms und zog sich mit ihnen in den Schatten zurück, den ein abhängender Fels gewährte. Potamon war verschwunden.

Es genügt wohl die Versicherung, daß Manes und Straton von dem Gespräch ungemein erbaut waren, daß sie ihm bewundernd zuhörten, mit besonderem Wohlgefallen aber ihre Augen auf der ascetischen und doch so blühenden Gestalt des begeisterten Jünglings ruhen ließen. Selbst der flüchtige Gedanke, mit Marcian die Einsamkeit zu teilen, blieb nicht aus. Als sie sich aber doch erhoben, erklärten sie, es sei nunmehr ihre Ueberzeugung, daß Theodors Sohn ein glückliches Loos gewählt habe und er sich für seine Person an keinem Ort besser befinden würde. Marcian bemerkte noch dazu, daß er den Genuß der Symposien und der Musik keineswegs entbehre, denn er fühle sich häufig in Gesellschaft der Heiligen, der Martyrer und himmlischen Heerschaaren. Und gerade die denkbar tiefste irdische Stille sei die schönste Musik.

Damit begleitete er die ehemaligen Freunde eine Strecke Wegs. Beim Abschied umarmten und küßten sie ihn und versprachen, in ganz Cäsarea das Lob seines Aufenthaltes zu verkünden. Manes bat sogar noch besonders um die Erlaubnis, den Besuch wiederholen zu dürfen.

Potamon stand, die Arme in die Hüften gestemmt, in einiger Entfernung, und als Marcian auf ihn zukam, und ihm sagte, daß er in den beiden jungen Leuten heilsame Gedanken erweckt zu haben glaube, schüttelte der Alte den Kopf und meinte, es seien Heidenmenschen.

Dieselben mußten übrigens von ihrem Ausflug nicht wenig Aufhebens gemacht haben, denn schon einige Tage darauf kamen Leute aus der Stadt, um den jungen, Heiligen, ihren Landsmann, zu sehen. Sie wollten ihm die Hand küssen, auf die Knie fallen und baten um seinen Segen. Marcian wurde darüber blutrot und wendete sich voll Verlegenheit an seinen Meister, der ihm mit unwilliger Miene sagte: So geht's, jetzt werden wir überlaufen. Wenn ich nur gleich die beiden Ersten abgewiesen hätte!

Inzwischen erhob eine Frau ihre Stimme: Glücklich bist du, o Mann Gottes; ich sehe einen Schimmer von deinem Antlitz ausstrahlen und eine Krone über deinem Haupte! Und ein Greis streckte die Hände nach ihm aus und rief: Ich habe seit Jahren ein schreckliches Reißen im Gesichte, leg' mir doch die Hände auf, daß ich gesund werde.

Marcian geriet in immer größere Bestürzung; mit der einen Hand das Gesicht bedeckend, mit der anderen die Zudringlichen abwehrend, wendete er sich um. Potamon aber redete den Leuten zu: sie sollten bedenken, daß es sich hier um einen Anfänger handle, der kaum ein Jahr die Einsiedlerei betreibe und nun unmöglich schon solche Wunder wirken könne. Dem grimassenschneidenden Greis bemerkte er: hoch oben hause ein Bruder Namens Alexis, der einmal Einem, der die Mundsperre hatte, die Beweglichkeit der Muskeln wieder gab; derselbe werde also wohl auch umgekehrt das Gesichtreißen zum Stillstand bringen können. Er wolle ihn an einem bestimmten Tag an den Platz bestellen; den jungen Marcian aber, der noch viel zu lernen habe, möge man ihm in Ruhe lassen.

Diese vernünftigen Worte kamen bei den aufgeregten Leuten nur schwer zur Geltung; sie entschlossen sich nur ungern zum Rückzug. Hat er denn nicht unlängst, fragte eine Frau, einen Löwen, der auf ihn losging, mit Blindheit geschlagen?

Ach Gott, erwiderte Potamon ärgerlich, das ist ja in Aegypten geschehen, und schon vor hundert Jahren. Glaubt doch nichts als das, was wir euch sagen, dieß sei euer Grundsatz. Wenn irgendwo Ordnung sein muß, so ist es in Glaubenssachen. Verderbt mir überhaupt den Nachwuchs nicht, sonst geht die Arche, die doch gewiß ein Nutzen für die ganze Gegend ist, noch zu grunde.

Als er bald darauf Marcian aufsuchte, fand er ihn auf den Knien liegend, das Haupt gesenkt und in Thränen gebadet.

Die Sache ist im Zug, sagte er, den Jüngling auf die Schulter klopfend. Wir dürften jetzt nur ein wenig nachhelfen und es entstünde ein Zulauf, daß wir uns nicht mehr zu retten wüßten.

Aber nur klug und ökonomisch. Ich werde dem Vater Abbas sagen, was wir vorkommenden Falls für einen Schatz an dir haben. Zur Zeit ist kein Anlaß, das Volk aufzurühren. Sollen's nur die Arianer wagen, ein Afterkonzil zu halten, oder soll der verdächtige Bischof von Cäsarea den Bilderschmuck verbieten, dann wird man erfahren, daß es noch Einsiedler gibt. Dann, Bruder, darfst du dich von dem blinden Löwen nicht wegläugnen.

Marcian erwiderte nichts weiter, sondern bat sich von seinem Lehrer nur einen frischen Vorrat Bast und Reisig aus, da er den alten aufgebraucht hatte. Ein Anerbieten Potamons, getrocknete Feigen dazu zu nehmen, wies er kurz ab, da er gesonnen sei, ein paar Tage gänzlich zu fasten, zur Sühne dafür, daß er den Leuten Gelegenheit gegeben, ihm zu huldigen. Er sei darauf allerdings nicht stolz, aber in dem Umstand, daß er sich aus Huldigungen nicht viel mache, liege auch wieder eine Art Eitelkeit. Der Teufel wisse es einzurichten, daß man in seine Stricke falle, man möge es so oder so machen. Da gibt es aber kein besseres

Mittel als Fasten und den Psalter: das wolle er denn auch ordentlich kultivieren, die Mattenfabrikation solle nicht darunter leiden.

Potamon lobte seinen Eifer, beschwor ihn aber, wenigstens ein paar Rettige mitzunehmen, denn auch der Heiligste wisse nicht, wann die Natur schwach werde. Marcian aber wies alles mit Entrüstung ab, da er sich jeder Nachgiebigkeit enthalten und jedes Krümchen Stolz abtöten wolle, um ganz im Geiste aufzugehen.

(Forts. folgt).

Epigramme.

Von Julius Riffert.

Dichterkommentatoren.

Wollt ihr den Dichterlingen wehren?
Sagt, Düntzer würde sie erklären.
Mein Wort zum Pfand! es wird sie so erschrecken,
Sie werden gleich die Feder strecken.

Was tragisch ist.

Was tragisch ist? Wenn, um das Große
Zu retten der entnervten Welt,
Man schaffen muß das Klein-Bedeutungslose,
Das ihr gefällt.

Trost.

Laßt immerhin den Schund nur gelten,
Wieviel des Unheils er auch bringt.
Er ist dem Miste zu vergleichen,
Der guter Saat den Acker düngt.

Geadelter Hofrat und Dichter.

Er ist doch wohl nicht ganz sicher dran,
Wenn sie ihn Dichter heißen.
Er denkt, schaff' doppelte Stricke dir an. —
Der Dichter könnte reißen.

Ein Ereignis in der Malerwelt.

Von W. Henckel.

Am 22. Februar d. Js. um die Mittagsstunde eröffnete die Wanderausstellung russischer Künstler in Petersburg ihre Säle, und gleich die ersten Besucher derselben waren Zeugen einer fürchterlichen, aufregenden Szene. Als ich den verhängnisvollen Saal betrat, sah ich einen Halbkreis von bleichen Menschen, die sich vor etwas, was ich noch nicht unterscheiden konnte, dicht gruppiert hatten. Aller Augen starrten unverwandt auf einen Fleck hin. Nachdem ich mich durch die Menge hindurchgedrängt, mußte auch ich schaudernd und von dem sich mir darbietenden Anblick regungslos gebannt dastehen. Neben einer schwarzen Draperie kauerten zwei menschliche Figuren, ein alter und ein junger Mann. Der ältere hielt knieend den jüngeren in seinen Armen, er unterstützte dessen Kopf und schien ihn an seine Brust zu drücken. Nie sah ich etwas Fürchterlicheres, als diese zwei Gestalten. Der Alte, abgezehrt, gespenstisch, mit großer Adlernase und gesträubtem, spärlichem, grauem Haar, stierte mit düstern, verständnislosen Augen über die Zuschauermenge hinweg, in die Ferne. Es war der Blick eines Irrsinnigen im Moment der fürchterlichsten Halluzination, und doch war es kein Wahn, der ihn beherrschte. Jener junge Mann, den er an seine Brust drückt, ist eine fürchterliche Wirklichkeit — er stirbt; sein gebrochenes Auge ist bewußtlos auf des Alten Brust gerichtet, sein Antlitz, totenbleich und regungslos, hat den Ausdruck eines Epileptikers. Aus einem seiner weit aufgerissenen Augen rinnt eine große Thräne, aus der Nase rieselt Blut und die Hand des Alten scheint eine tiefe, verborgene Wunde, den geborstenen Schädel, zu verdecken, denn diese Hand ist von Blut überströmt, ebenso auch der Kopf und das Ohr des jüngeren Mannes. Dicht neben dieser grauenerregenden Gruppe liegt ein großer eiserner, mit Blut befleckter Stab. Auch auf dem Teppich befindet sich eine große Blutlache und des Alten rechte Schläfe ist gleichfalls mit Blut besudelt. Es ist ein soeben erst verübter

Mord, der sich den Blicken des Beschauers darbietet — Blut, Leichenblässe, Leblosigkeit des Opfers und anderseits der grauenhafte Blick des Mörders. Nicht eine Sekunde lang würde man diesen Anblick ertragen können, wenn es, wie es im ersten Moment schien, Wirklichkeit, nicht aber ein im höchsten Grade realistisches, wahrheitsgetreues Bild gewesen wäre. Es war Iwan der Grause und sein von ihm erschlagener ältester Sohn, ein Gemälde Répins.

Ganz Petersburg streitet jetzt, ob das, so großes und gerechtes Aufsehen erregende Bild gut sei oder nicht. Daß es eine erschütternde Wirkung hervorgebracht habe, darin sind Alle einig, ob es aber als Kunstwerk zu rechtfertigen sei, darüber gehen die Ansichten weit auseinander. Diejenigen, welche sich auf dem Standpunkt des Idealismus in der Kunst befinden, sehen in diesem Bilde den Ausdruck einer sich in krankhaften Konvulsionen bewegenden Phantasie, nennen es eine von kraftvoller Hand auf die Leinwand gebannte rohe Halluzination. Da Worte unvermögend sind, ein Bild so zu schildern, daß es lebendig vor Augen tritt, so bin ich leider außer stande, den Leser zum Schiedsrichter zwischen den Parteien zu machen und muß mich damit begnügen, die Meinungsverschiedenheit bestmöglichst zu charakterisieren.

Die Künstler selbst finden das Bild fast ausnahmslos „wunderbar", „genial". Dieselbe Meinung teilen auch diejenigen, welche einen Begriff vom künstlerischen Schaffen haben und unter vielen andern namentlich auch alle krankhaft-nervösen Naturen. Die Künstler sagen, es sei unmöglich etwas vollkommeneres und grandioseres darzustellen, als dieses Sterben des Sohnes und dieses Verzweifeln des Vaters. Man sieht förmlich, wie das Leben des Einen entflieht und wie der Geist des Andern in Wahnsinn übergeht. Der Alte, der die Todeswunde des Sohnes krampfhaft zu schließen sucht, scheint durch die Macht seines verzweifelnden Willens die Seele im Körper des Sterbenden zurückhalten zu wollen. Dieser Wille ist sowohl in den starren Augen, als auch in den versteinerten und entsetzlichen Zügen des Antlitzes und in der Spannung des ganzen Körpers ausgedrückt. Sie sagen, dieser Ausdruck sei eine Leistung, wie sie noch nie dagewesen, die Niemand nachzuahmen im stande sei. Der profane Beschauer mit leicht erregbaren Nerven hat das nämliche Gefühl vor diesem Bilde, wie die Motte, welche das Licht umflattert, wie der Vogel im magnetischen Banne der Schlange. Er empfindet eine unsägliche Pein, kann sich aber nicht losreißen, ein unbegreiflicher Drang nach Qual und Angst bannt ihn an dies Schreckensbild und dieser Zwang, den das Bild auf ihn ausübte, nötigt ihn zu dem Urteil: So etwas ist noch nie dagewesen, es überragt Alles, was die Kunst je hervorgebracht hat.

Die Gegner betonen hauptsächlich, daß so etwas überhaupt nicht gemalt werden dürfe und solle, daß dergleichen Szenen, namentlich wenn sie so realistisch aufgefaßt werden, nicht Gegenstand der bildenden Kunst seien. Sie sagen, daß es nicht zu den Aufgaben der Kunst gehöre, das Unschöne, Grauenhafte, Abscheuerregende zu reproduzieren und daß alles aufgewandte Können, so anerkennenswert, ja so bewundernswürdig es an und für sich auch sein mag, nicht in den Dienst der krassen, gemeinen Wirklichkeit gestellt werden dürfe. Es lohnt sich wohl nicht, noch alle anderen Einwürfe der Idealisten hier anzuführen, sie sind zur Genüge bekannt und oft genug widerlegt worden. Thatsache ist es, daß Repins „Iwan der Grause" *ein Ereignis auf dem Gebiete der Kunst* ist und daß wir die Ueberzeugung hegen, die Russen seien nicht nur ebenbürtige Rivalen im Reiche der Litteratur, durch Puschkin's, Gogol's, Lermantows, Turgenjews, Dostojewskys, Tolstoj's u. A. unsterbliche Werke, sondern auch auf dem Gebiete der bildenden Künste, durch Namen wie Brüllow, Iwanow, Wereschtschagin, Makowsky, Kramsky, Repin u. A. Leider sind uns die Werke des Letzteren fast unzugänglich; Rußlands Dichter und Schriftsteller kennen wir doch wenigstens aus Uebersetzungen, die russischen Maler aber scheinen es leider meist für überflüssig zu halten, uns ihre Meisterwerke vorzuführen.

Wir fügen noch einige Stimmen russischer Kritiker hinzu: „Die höchste Offenbarung moderner russischer Kunst" nennt Herr Isuworin das Repin'sche Werk; derselbe bemerkt gelegentlich der Besprechung von M. P. Klodts „Tatjana", eines auf derselben Aus-

stellung befindlichen Bildes: „An die Darstellung der Puschkinschen Tatjana dürfe man nicht anders herantreten, als in der weihevollen Stimmung der großen mittelalterlichen Mutter-Gottes-Maler“. Ein Anderer, Fürst Meschtschersky, nennt Repin's Bild eine „Scheußlichkeit“.

„Wie Dostojewsky, an den Repin in der Wahl seiner Stoffe und der Art ihrer Behandlung vielfach erinnert, nicht der größte Dichter Rußlands, so ist dieser auch nicht der größte Maler seines Vaterlandes, aber einer der bedeutendsten und ein würdiger Rival Wassilij Wereschtschagins. Wir können nunmehr von Repin nur noch Bedeutendes erwarten — und zwar ohne daß, wie geschehen sein soll, Damen vor seinen Bildern in Ohnmacht zu fallen brauchen. In einer Privatwohnung ist dies Bild ganz undenkbar und darum ist's gewiß erfreulich, daß der bekannte Moskauer Kunstfreund Tretjakow es für seine große Sammlung angekauft hat.“

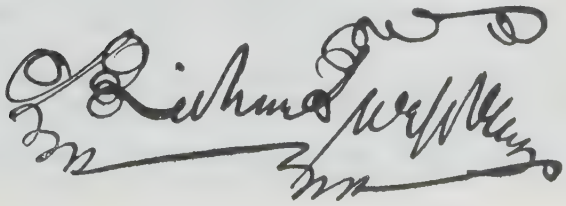
„Wie aber Repin um Haupteslänge alles Uebrige überragt, was sonst auf der Ausstellung vorhanden ist, so gibt sein düsteres Gemälde gewissermaßen auch den Kammerton für die ganze Kollektion der Ausstellung an, Janow malt eine Folterkammer, Korowin eine Ruthenexekution im Landgemeindegericht, Litowtschenko die Arretirung einer Bojarin, W. Makowsky eine traurige Familienszene vor dem Friedensrichter, Michalzew eine sterbende Mutter; ein von der Beerdigung heimkehrender Trauerwagen von Bogdanow und eine Totenmesse auf dem Friedhofe von Isawitzky sind noch in Aussicht gestellt. Dazu kommen noch viele melancholische Herbstbilder ....“

Zu vergnügter Weltanschauung stimmt dergleichen freilich nicht!

Eine Postkarte.

Der Zufall spielte uns die folgenden interessanten Verse des fast ganz erblindeten Schauspielers, jetzt berühmten Rezitators Richard Tuerschmann in die Hand. Dieselben waren auf eine Postkarte geschrieben, aus Frankfurt a. M. 28. Febr. 85 datiert und an unsern geschätzten Mitarbeiter Martin Greif gerichtet. Wir begehen die kleine Indiskretion, sie unsern Lesern unter vier Augen mitzuteilen und Tuerschmanns merkwürdige Unterschrift in getreuem Facsimile beizufügen.

Gestern waren fromme Gäste
Wir in Goethes Vaterhaus
Und das Liebste und das Beste
Trugen wir von da heraus:
Eine Brust voll Hochgefühle,
Die uns mit den Größten eint,
Einen Strahl, der ins Gewühle
Niedrer Welt von oben scheint.
Und so dachten wir auch Deiner
Innerlichst und froh bewegt,
Mensch, Du bist ja auch so Einer,
Der am Haupte Flügel trägt!



Rococo?

Von P. F. Krell.*)

Es heißt die Renaissance solle demnächst wieder aus der Mode kommen! — das hieße so viel, als ein aus der Zeit herausgewachsener Stil, der von ihr in Begeisterung geboren und mit Liebe großgezogen worden, der sich eben anschickte, aus seinen Lehrjahren herauszutreten und zu reiferen Schöpfungen überzugehen, dieser Stil soll einfach bei Seite gelegt werden. Mit ironisch blasiertem Lächeln blickt über das Gehege, mit welchem die neue deutsche Stilweise ihr Gebiet zu ungestörtem Wirken umgeben, das bepuderte Haupt des Rococo! —

Leute, die vor zwei Jahren noch die deutsche Renaissance als das einzige Heil gepriesen und Jeden, der es wagte, an dieser Stilweise auch nur das Mindeste unpaß zu finden, in Acht und Bann thaten, machen sich jetzt zu Herolden des Rococo.

Die Mähr schleicht übrigens schon längere Zeit unter uns um, und wurde bisher wie ein offenes Geheimnis flüsternd unter den Kunstgewerbetreibenden verbreitet. Sie machte natürlich die letzteren stutzig. Sie sahen ihre Vorräte an und fragten sich, wie es mit denselben gehen würde, wenn morgen die Göttin Rococo mit Schminke, Puder und Lack ihren Einzug im Kunstgewerbe halten sollte. Sie fragten sich, ob sie als Geschäftsleute nicht klug daran thäten, sich sofort mit den nötigen Mustern zu versehen und sich auf das Rococo einzuschießen, um sogleich mit unter den Ersten zu sein, welche von der neuen Mode profitieren könnten.

Schon im Herbste letzten Jahres wurde uns auf einer großen Glashütte versichert, daß die Zeit der Barockgläser, damit meinte man die Renaissancegläser mit angesetzten Verzierungen, schon beinahe wieder vorüber sei. Es dauerte auch gar nicht lange, so tauchten die sogenannten Malefizgläser (wie man sie auf den Hütten heißt) auf, d. h. Gläser von etwas unregelmäßigem Körper (meist Blumenvasen), deren Rand in bewegter Kurve ging, welche durch einen Ueberfall von herabfließendem und im Fließen erstarrtem Glas gebildet wurde. Die Füße bestanden ebenfalls aus verschnörkeltem Glas, die Dekoration der Gefäßwandung aber aus freien naturalistisch geformten Zweigen, Kirschen, Pflaumen oder Blütenzweigen, also im Ganzen eine Art von Rococo. Diese Vasen sahen pikant aus, waren eine entschiedene Neuheit, und konnten, wenn man sich mit dem allgemeinen Habitus begnügte, unschwer hergestellt werden, kamen also den Glashütten sehr gelegen. Als wir uns aber kürzlich nach ihrem Schicksal in einer großen Glashandlung erkundigten, wurde uns die Antwort: „Eintagsfliegen!“

Ein ähnlicher Fall kam uns vor beim Schmuck. Im Frühling letzten Jahres vertraute uns ein Juwelier, daß demnächst im Schmuck das Rococo wieder auf die Tagesordnung kommen werde. Als vorsorgender Mann lasse er, um einer der Ersten zu sein, jetzt schon entsprechende Steine aufkaufen und mit Rococoschliff versehen. Diese Schmucke sind in der That ein halb Jahr später auf dem Markt erschienen, haben aber keineswegs die Renaissancemuster zu verdrängen vermocht.

Solcher Erscheinungen, deren sich noch mehrere aufzählen ließen, ungeachtet, läßt sich der von uns oben ausgesprochene Satz, daß die Stilrichtung im Wesentlichen dieselbe geblieben, aufrecht erhalten. Bei einer Durchmusterung der Verkaufshalle des Münchener Kunstgewerbevereins fanden wir das Rococo doch nur sehr vereinzelt und meist durch nicht einheimische Produkte vertreten.

Wie kam es aber nur zu dieser Rococo-Propaganda?

Die Gründe sind verschiedenster Art. Wir haben bereits den ausgesprochen malerischen Charakter unseres Münchener Kunstgewerbes, welches ja auch auf der Münchener Malerei wurzelt, betont. Daß für eine so geartete Kunst das Rococo, welches die geraden Linien und ebenen Flächen, wie auch die Symmetrie verpönt und die freiesten Schweifungen gestattet, sehr verlockend sein muß, ist klar. Hat doch die neue deutsche Renaissance bereits verwandte Epochen, das Barock einerseits und den sogenannten gothischen Zopf, die Spätgothik mit ihrem gewundenen üppig quellenden Laubwerk andererseits bereits in ihren Kreis miteinbezogen und mit Vorliebe Motive daraus entnommen. Es ist auch einleuchtend, daß eine Epoche, die in erster Linie nach der künstlerischen Güte an und für sich fragt, dem Rococo die gebührende Anerkennung nicht versagen wird. Man wird es ferner begreiflich finden, daß dasselbe gelegentlich zur Nachbildung reizt, ja daß Einzelne, ihrer Individualität entsprechend, sich demselben ganz in die Arme werfen, und daß sie es geradezu herausfagen, daß ihnen das parfümierte Negligé des Rococo lieber ist, als die ehrenfeste, naturwüchsige, markig solide Renaissance.

Es soll auch nicht geleugnet werden, worauf wir bereits hingewiesen, daß man im Anfang von dem Comfort, welchen das Rococo gebracht, durch allzu orthodoxes Zurückgehen auf die Renaissanceformen zu viel geopfert, daß man ferner auch in der Farbe der Tapeten und Möbelstoffe mißverständlich zu trüb und monoton geworden ist. Aber dies Versehen hat man bereits begonnen zu korrigieren und es liegt deßhalb noch nicht die Berechtigung vor, nun wieder bis zu den Formen, wie es die krötenfüßigen Rococo-Fauteuils sind, zu gehen und zu dem süßlich blassen Farbenspiel jener Stilweise.

Weitere Bundesgenossen findet das Rococo unter den reichen Leuten, von denen sich manche besonders angezogen fühlen mochten von der vornehm nachlässigen Art desselben, von seiner

*) Aus der Zeitschrift „Kunst und Gewerbe“ (Artikel: Das Münchener Kunstgewerbe zu Ende des Jahres 1884) mit ausdrücklicher Genehmigung des Verfassers.

Pracht, die zu entfalten eben nur dem Reichtum möglich ist. Feines Rococo ist bekanntlich sehr teuer.

Anteil an der Rococofrage hat aber auch die Altertümerpassion. Wer in München wird sich bedenken, falls er überhaupt Altertümer sammelt, (und wer sammelt sie nicht?) ein feines Rococostück, wenn es ihm in den Weg läuft und es sich mit seinem Budget verträgt, zu kaufen, wer wird ein vorzügliches Rococostück, das sich in der Familie von Urgroßvaterszeiten her forterhalten, ohne Not hergeben?

Künstlerisch empfindende Leute werden aber, wenn sie in Rococo Mehreres besitzen, und das sind gewöhnlich Reiche und Vornehme, dasselbe nicht blos aufgestapelt, sondern zu einem Ganzen verbunden haben wollen. Also werden Rococozimmer eingerichtet. Wir kennen mehrere reiche Münchener, welche, veranlaßt durch die in ihrem Besitz befindlichen Möbel, Oefen und Anderes den einen Teil ihres Hauses in Rococo eingerichtet haben, während der andere in Renaissance sich präsentiert.

Um sich nun aber aus Ueberresten ein Rococo-Ganzes zu schaffen, braucht man Künstler, die diesen Stil beherrschen, Kunsthandwerker, die darin zu arbeiten verstehen, damit nicht etwa eine rohe Flickarbeit herauskomme. Somit wird ersichtlich, wie leicht Künstler und Kunsthandwerker durch Aufträge dazu kommen können, sich in diesen Stil einzuleben. Das Gleiche ist ja aber mit der Gothik der Fall; auch sie wird neben der Renaissance geschätzt, studiert und produziert; gelten doch im Altertumshandel gothische Dinge heutzutage mehr als Renaissancegegenstände. Auch der Stil Louis XVI. lebt unter uns weiter, ohne daß man daraus die Schlußfolgerung zöge, daß er nun die Renaissance zur Abwechslung einmal abzulösen hätte.

Außer den bis jetzt von uns vorgebrachten Motiven sind es aber auch noch andere, welche weniger Würdigung verdienen, ja zum Teil direkt verwerflich sind, um welcher willen man das Rococo herbeizerren möchte. Einmal die liebe Bequemlichkeit! So viel es an Kunst und Geschicklichkeit erfordert, ein ausgezeichnetes Stück Rococo zu schaffen, so bequem läßt sich für Künstler und Handwerker ein solches von mäßiger Güte zu wege bringen. Die Renaissance erfordert streng gezeichnete Ornamentik, einen organischen Wuchs, dessen Struktur dermaßen ausgeprägt ist, daß jede Verfehlung sofort in die Augen fällt. Jedes Blatt muß scharf und bestimmt gezeichnet und stilisiert sein. Bei dem Rococo mittleren Schlages kommt es auf eine leichtere oder geringere Schwellung oder Kehlung, auf einen Schnörkel her oder hin, eine Schaumflocke mehr oder weniger nicht an. Einer so genauen Kritik, denkt man, unterwirft das Publikum die Gegenstände ja doch nicht.

Es wäre lustig, sagte uns ein Kunstschmied, wenn man wieder in Rococo arbeiten dürfte; man thäte sich leichter, meinen Bijouteriewaarenfabrikanten, wenn man wieder Rococococartouchen auspressen dürfte, statt der durchbrochenen große Flächen vermeidenden Zeichnungen. Man wäre aller Verlegenheit überhoben, lassen sich die Porzellanfabrikanten hören, wenn man zu dem, dem Porzellan so sehr zusagenden Rococo zurückkehren dürfte, statt sich in Versuchen zu quälen, ein Renaissance-Kleid für diese so schwer zu traktierende keramische Spezies ausfindig zu machen u. s. f.

Wie aus diesen Bemerkungen hervorgeht, ist bei der Rococofrage auch das Geschäftsinteresse stark mit im Spiel. Alle Jene, welche durch das Einstellen des rasenden Modegalopps verloren haben, oder durch die Wiederentfesslung desselben zu gewinnen hoffen, werden, wenn sie nur als Geschäftsleute denken und wenn sie nicht weiter in die Ferne sehen, der Einführung des Rococo das Wort reden. Ihnen schließen sich auch diejenigen an, welche die Renaissance durch Reproduktionen ausgenützt haben, und nun gerne für ein neues unbeweidetes Feld ein Publikum haben möchten.

Der zuvor stattgehabte rasche Modewechsel steckt eben vielen noch so sehr im Blute, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sie, kaum erst für die neue Kunstrichtung gewonnen, schon wieder rückfällig werden.

Sollen wir aber widerstandslos dieser Anwandlung erliegen? War es also ein thörichtes Beginnen, nach einem Stil zu streben, d. h. nach einer künstlerischen Ausprägung unserer Eigenart, des Sinns unserer Zeit? Würde das Rococo eine solche sein? Besteht denn eine so innige Wahlverwandtschaft zwischen der Zeit Bismarck's und den Tagen, da das Gestirn der Welt Dame Pompadour hieß, da die Natur nur in Puder und Schminke und höfischem Zuschnitt erscheinen durfte und aus den Ateliers der Maler und Bildhauer nur manierirte, kokett schmachtende Puppen hervorgingen? Wie himmelweit ist die ernste Stimmung unserer Zeit verschieden von derjenigen von damals, als man unter der Devise »après nous le déluge» auf dem Vulkan der Volkserbitterung tanzte!

Wir würden das Rococo, das seinem ganzen Charakter nach, kaum eine lange Lebensdauer haben könnte, gewiß in Bälde wieder satt bekommen, was dann? Wir sind überzeugt, daß, wenn jetzt diese Stilweise die Herrschaft erhält, unser Kunstgewerbe ruiniert ist, moralisch und materiell! Auf diesen Ruin wird auch von gewisser Seite spekuliert. Zu den aufgezählten Verbündeten des Rococo ist nämlich Einer noch nachzutragen, und zwar Frankreich, d. h. Paris. Mit begreiflicher Bestürzung haben die Franzosen dem großen Abbruch zugesehen, welcher ihrer Kunstindustrie und ihrem Handel durch das Ausbleiben der deutschen Bestellungen zugefügt wurde, und als nun gar erst die deutschen Produkte zu ihnen hinüberfluteten (die man notabene eben wegen ihrer Eigenart schätzte), als in Paris Cabarets entstanden, in deutscher Renaissance eingerichtet, da wurde es für die Franzosen zur Lebensfrage, auf Mittel zur Abwehr zu sinnen. Mit bewußter Absicht begannen sie nun das Rococo zu empfehlen, denn in dieser Stilart, die ihrem Wesen mehr entspricht, wären sie uns sofort wieder über. In gewissen Gegenden Deutschlands haben diese Bemühungen auch schon hübsche Er-

folge gehabt und die Volksmeinung wankend gemacht. Man hat uns z. B. versichert, daß man in Köln in den Regionen des Reichtums trotz der Anläufe zum nationalen Stil die Nouveautés doch neuerdings wieder von Paris erwarte.

Sollen wir nun den Franzosen auf diese Leimrute gehen?

Der schon erwähnte Umstand, daß man in Frankreich unsere Produkte ihrer Eigenart wegen kauft und daß auch die Engländer (z. B. in Glas) nicht Bestellungen in englischem Geschmack machen, sondern (wie man uns in einem Magazin mitteilte) expreß originale deutsche Produkte verlangen, sollte uns die Augen öffnen!

Wiener Schattenbilder.

Von Leopold Schätzer.

II.

Die Spielhöllen der Großstadt.

All die großartigen Unternehmungen, die von den Börsen ersten Ranges ausgehen und ungezählte Hunderttausende in's Land ziehen, wiegen die Schäden nicht auf, die dem Nationalwohl dadurch geschlagen werden, daß der kleine Mann, der Handwerker, der Bauer, der vertrauensselige Beamte durch tendentiös gefärbte Börsenberichte einer käuflichen Presse, (die im Dienste gewisser Bankinstitute steht) durch marktschreierische Annoncen gewisser Wechselstuben-Besitzer dem Börsenspiel und dem finanziellen Ruin in die Arme geführt wird.

Wollte man eine Statistik anfertigen, wie viele des Börsenverkehrs Unkundige, verlockt durch gewissenlose Börsenagenten, die Ersparnisse langer Jahre dem goldenen Kalbe geopfert, es würde hell zu Tage treten, daß hier ein am Mark des Volkes fressender Krebsschaden liegt, den aufzudecken, auszumerzen, Pflicht jedes Menschenfreundes ist.

In keiner Stadt ist das Spiel in den Börsen-Comptoirs und Wechselstuben ein so allgemeines wie gerade in Wien.

In bewegten Zeiten fordert es fast täglich seine Opfer. Kein Schrei der Verzweiflung dringt in die Oeffentlichkeit, man hört nichts von ruinirten Existenzen, von all jenen Bethörten, die die Ersparnisse langer Jahre auf dem Tische des Wechselstuben-Besitzers geopfert; aber gerade weil im großen Publikum wenig Klarheit darüber herrscht, wie alle jene Leichtgläubigen gefoppt und genarrt, um ihr Erspartes gebracht werden, wenn einmal sie die unglückliche Idee gehabt durch gewisse Börsen-Comptoir-Inhaber für sich spekuliren zu lassen, ist es an der Zeit, jenes in den Wechselstuben geübte Gewerbe in seiner wahren Gestalt zu zeigen. —

Nehmen wir einen konkreten Fall! Julian T. ist ein schlichter Bürger.

Er hat in den Zeitungen gelesen, daß in dem und dem Börsen-Comptoir am Schottenring mit 400 fl. die gleiche Summe an der Börse zu gewinnen sei. —

Zwar ist er noch ein wenig ungläubig, indeß er weiß ja, daß sein Freund L. und auch der Doktor D., der im selben Hause wohnt, an der Börse spekulieren, Kredit-Aktien kaufen und verkaufen.

Der Doktor hat ihm letzthin erst gesagt, daß Kreditaktien in einer Woche um 8 fl. gestiegen seien und man da im Handumdrehen $25 \times 8 = 200$ fl. hätte verdienen können.

Mit 800 fl. in vier Wochen 200 fl. Das gibt ihm zu denken! Daß er aber so gut 200 fl. in noch kürzerer Zeit verlieren kann, vergegenwärtigt sich der gute Mann nicht und so faßt er sich ein Herz und geht zu dem Wechselstuben-Besitzer. Dieser scheint ihm ein Biedermann vom Scheitel zur Sohle. — Er sagt ihm, daß ja baares Geld nicht absolut notwendig sei, es genüge, daß er Papiere gebe, die man — im Depot behalten werde. —

„Also," sagt sich Julian T., „wenn nun die Papiere daliegen, habe ich die Chancen, in einigen Tagen 200 fl. zu gewinnen! Schließlich ist es ja ganz gleich, ob sie bei mir oder hier im wohlgefüllten Geldkasten des Bankiers liegen," kalkuliert er weiter. Die Idee, gewinnen, sich auf so leichte Art bereichern zu können, blendet ihn dergestalt, daß er keinerlei Auskunft über die Geschäftsgebahrung seines „Bankiers" einholt; und selbst

wenn man ihm sagt, der Mann, dem du rückhaltlos deine Ersparnisse anvertrauen willst, hat eine Vergangenheit, er war bereits zweifelhafter Geschäfte wegen Jahre lang in Amerika, er hat sich mit dem bei ihm verspekulierten Gelde vier große Häuser gebaut, verschwendet Tausende an seine Maitressen, ist trotz aller Brillanten, mit denen er funkelt, ein Lump à la Redlich und Roderer — unser Julian T. würde nicht hören wollen, der Mann hat es gewußt, sein Vertrauen zu gewinnen, auch er will einmal versuchen, ob er nicht ohne Mühe reich werden könne.

Er kaufte also gegen Erlag von vier Kommunallosen, auf die er die Ersparnisse von vier Jahren verwendet, einen Schluß Kreditaktien à 305. — Der Konkurs der großen Zuckerfabrik Weinrich, an der die Kredit-Anstalt mit bedeutenden Summen beteiligt, wird publik — acht Tage später stehen Kredit auf 285. Der Bankier schreibt ihm, er müsse Zuschuß haben, da bei dem heutigen Kurse sein Depot erschöpft sei. Julian T. will um Alles in der Welt nicht verlieren; er versetzt seine Pretiosen, sein Silber, bestimmt seine alte Mutter, ihm 100 fl. zu leihen und bringt dem Bankier eiligst 150 fl., bittend, er möge nur nicht mit Schaden verkaufen. — Als aber Kredit wieder um 6 fallen — er keinerlei Zuschuß mehr aufzubringen im stande ist, da ist sein Depot wiederum erschöpft und — der Bankier verkauft, oder meldet ihm wenigstens, daß er zum Tageskurse verkauft habe.

Der vertrauensselige Mann ist um alle seine Ersparnisse, seine Pretiosen, er hat seine alte Mutter in Mitleidenschaft gezogen — der Wechselstuben-Besitzer aber lacht sich ins Fäustchen, bestellt 6 Flaschen Champagner, die er heut Abend mit seiner Dulcinea verjubeln wird, indem er die Dummheit hoch leben läßt. —

Man sollte meinen, daß Fälle, wie die jüngst vorgekommenen, da Börsen-Comptoirs-Inhaber mit den anvertrauten Depots durchgegangen, das leichtgläubige Publikum aufgeklärt hätten, doch weit gefehlt! Nach wie vor wird gespielt, gewagt, hazardiert, nach wie vor in unverantwortlichem Leichtsinn à la hausse, à la baisse spekuliert, nach wie vor sucht man seinen mühsam erworbenen Spargroschen zu fruktifizieren.

Die jetzt gefänglich eingezogenen Börsenstubenbesitzer Redlich und Roderer haben es systematisch darauf abgesehen, den kleinen Handwerker- und Beamtenstand wie die Vampyre auszusaugen. Sie verstanden es, als grands Seigneurs aufzutreten, an ihre wöchentlich mehrmals in allen großen Wiener Zeitungen erscheinenden Tendenzberichte wie an Orakelsprüche glauben zu machen.

Das Publikum ging auf den Leim, kaufte und verkaufte, je nachdem Redlich-Roderer in spaltenlangen Reklamen für Hausse oder Baisse Stimmung machten, belagerte oft schon von Früh ab die Wechselstuben, um nur ja zeitig genug Ordre zum Verkauf oder Kauf geben zu können.

Man sah die Frauen Stunde für Stunde in atemloser Hast von der Börse zur Wechselstube und umgekehrt laufen, um ja jede Kurschance wahrnehmen zu können. Sie gehörten zu den enragiertesten Spielern und suchten sich, da ihnen statutengemäß des Börsentempels heilige Hallen unzugänglich sind, im Vorposten-Gefecht zu üben. Das hat, seitdem etliche übel berüchtigte Börsen-Comptoirs geschlossen worden, wohl etwas nachgelassen, man manövriert weniger auffällig, aber die Herren Agenten, Kulissiers, Galopins ꝛc. wissen ihre Opfer zu halten, stets von neuem zu animieren und dem sicheren Ruin zu weihen.

Ehedem war der Wechselstuben-Besitzer ein über jeden Zweifel erhabener Ehrenmann, neuerdings erzählt sich die Fama von allerhand durch das Börsenspiel zu Tage getretenen unlautern Gebahrungen, die fast mit Halsabschneidereien und höherem Gaunertum identisch; es ist in zahllosen Fällen erwiesen, daß die Börsen-Comptoir-Inhaber die ihnen erteilten Aufträge nicht ausführten, sondern auf dem Rücken ihrer Kommittenten spielten. Verloren die letzteren, was in den meisten Fällen geschah, ihre Depots, so blieben sie in den Händen des Börsen-Comptoir-Besitzers, der sich den geeigneten Kurs abwartete, um zu realisieren.

Ein National-Oekonom, dessen Namen einen guten Klang hat, sprach unlängst die Ansicht aus, daß von Rechtswegen allen jenen Börsen-Agenten, welche mit mangelnder Deck-

ung (die ja notwendigerweise bei der ersten Kursschwankung verloren gehen muß) Ordres übernehmen, als — Bauernfänger zu betrachten und demgemäß zu behandeln seien.

Sie werden immer, gleichviel, ob man sie zu dieser oder jener Kategorie zählt, ihre Opfer finden; die Welt will genarrt sein und glaubt so gern an müheloſen Gewinn und trotz gegenteiliger Erfahrungen an Börsenglück und eine dem Börsenspiel zu grunde liegende reelle Basis. Das traurigste ist, daß die Mehrzahl derjenigen, die in oben skizzirten Spielhöllen ihre Ersparnisse verloren, dadurch nicht klüger werden; sie hoffen immer, den Verlust wieder dadurch, daß sie von Neuem wagen, einbringen zu können und arbeiten so stets nur für die Agenten, die es musterhaft verstehen, von ihren Schwächen Nutzen zu ziehen. — Honny soit qui mal y pense! sagt unsere moderne Weltanschauung — dem reell Denkenden scheint es aber doch geboten, von solchem Thun das Richtige zu denken: Dummheit und Schufterei, Geldgier überall!

Ist Zola unmoralisch?

Beantwortet von Eduard Engel.*)

Das besondere Urteil über diesen augenblicklich meistgelesenen Schriftsteller Frankreichs ist schwer geworden durch allerlei Unwahrheiten, welche von der Berufkritik und auch vom Publikum ausgestreut werden. Zola gilt für den unmoralischsten Romanschriftsteller, der je gelebt, — jedenfalls für den unmoralischsten der Neuzeit. Dieses thörichte Vorurteil läßt keine unbefangene Kritik aufkommen. Was Zola sonst noch ist, in welchem Verhältniß er zu seiner Zeit, zur Romanlitteratur seines Landes und der Welt steht, ob er trotz seiner „Unmoral" ein Künstler ist oder nicht, — das alles kommt gar nicht in Frage, denn „er ist so unmoralisch!" Und so urteilen — außer den Frauen — auch Männer, dieselben Männer, welche nicht das Mindeste auszusetzen haben an den Zweideutigkeiten der modernen Operetten, Possen, Lustspiele; so urteilen Zeitungsredakteure, welche es ruhig geschehen lassen, daß in den von ihnen geleiteten Blättern jeden Tag die schamlosesten Annoncen erscheinen. So urteilen männliche Leser, obwohl sie in Zola schwerlich irgend etwas gefunden, was sie selbst nicht längst gewußt, ja wohl selbst in Männergesellschaft lachend weiter erzählt haben!

Es herrscht gerade in Bezug auf Zola eine förmliche Verschwörung der Heuchelei. Warum ist Zola unmoralisch? Weil er unmoralische Menschen und ihre Handlungen schildert? Aber seit wann gehören denn die dunklen Elemente des Lebens nicht auch zur Litteratur? Oder schildert er sie etwa in der Absicht, seine Leser zur Unmoral zu verführen? Beschönigt er das Laster? Macht er lüstern darnach? Nein, das haben selbst seine ärgsten Feinde ihm noch nicht nachgesagt. Im Gegenteil: man wirft ihm ja vor, daß er das Laster gar zu gräßlich und abschreckend schildere, daß es doch sehr unappetitlich sei, Nana an den schwärenden Pocken sterben zu sehen, und dergleichen. Nun wohl, man nenne einen Schriftsteller, der sich bei der Schilderung des Schlechten in der möglichst abstoßenden Pinselführung gefällt, wie man wolle, nur unmoralisch darf man ihn nicht schelten. Diese Bezeichnung verspare man sich für die zahllosen französischen und leider auch deutschen Romandichter, die offenbar nur in der Absicht, die Einbildung des Lesers zu reizen, sich mit der Schilderung des Lasters abgeben und nie deutlich merken lassen, auf welcher Seite sie eigentlich stehen.

Zola ist nicht unmoralisch, mindestens ist er es nicht mit Absicht. Seine Zwecke sind ganz unverkennbar solche der erziehenden Moral, und auch viele seiner Mittel. Leider kommen die meisten seiner Romane nicht in die richtigen Hände: was soll ein nüchterner Leser aus dem „Assomoir", dieser Höllenbreugelei der Trunksucht lernen, und was kann eine solche Brandmarkung der Unzucht wie in „Nana" und in „Pot-bouille"

*) Probe aus dem Zola-Kapitel des in unserer „Litterarischen Rundschau" (Nr. 2) besprochenen Werkes „Psychologie der französischen Litteratur".

einer ehrbaren Leserin nützen? Und daß die Zahl der nüchternen und ehrbaren Leser und Leserinen Zola'scher Romane größer ist als die der — anderen, wird nicht bestritten werden können.

Es läßt sich aus den mehr als 25 Bänden Zola's schwerlich eine Seite aufweisen, die wirklich unmoralisch, die unkeusch wäre. Für Knaben und junge Mädchen freilich schreibt dieser Mann nicht, und nur solche Leser könnten an einzelnen Stellen moralische Gefahr laufen.

Zola ist bis zum Ekel roh, er wühlt in den Scheußlichkeiten des menschlichen Lebens, er fürchtet sich vor keinem übeln Geruch, er läßt seine „Helden" und „Heldinen" Vokabeln sprechen, die in ehrbaren Wörterbüchern fehlen; aber er ist nie und nimmer schlüpfrig. Er kennt keine lasziven Andeutungen, er hebt keine Vorhänge halb auf und lädt dadurch die Phantasie zur Ergänzung ein. Was er Häßliches zu sagen und zu zeigen hat, das sagt und zeigt er mit der Brutalität der Wahrheit und — des Zornes.

Eine ganz andere Frage ist es, ob Zola in der Darstellung des Häßlichen und Gemeinen die Grenzen der künstlerischen Notwendigkeit eingehalten hat oder nicht. Da muß man ohne Besinnen sagen: er hat sie unzählige Male überschritten, ohne Zwang, — aus einem Hange, der Zola's und eines großen Teils der neuesten französischen Litteratur psychologisches Kennzeichen trägt: aus Blasirtheit. Zola hat in mehreren Büchern bewiesen, daß er nicht ausschließlich die Nachtseiten des menschlichen Lebens hervorsucht, ja daß er nicht einmal ausschließlich an der brutalen Nacktheit des Wortes seine künstlerische Freude hat. „Une page d'amour" und „Au bonheur des dames" sind da, um ihn gegen den Vorwurf der Einseitigkeit zu vertheidigen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß er mit Vorliebe das schildert, was den Leser abstoßen muß . . . .

Ich mache Zola nicht den Vorwurf, daß er diese Stimmung der Blasirtheit in böser, etwa in gewinnsüchtiger Absicht ausgenutzt, noch weniger, daß er sie großgezogen habe. Er hat sie geteilt, und in ihm ist sie zum stärksten schriftstellerischen Ausdruck gekommen, weiter nichts.

Zu wiederholten malen nannte ich den Geist des „Frondierens", die Lust am Widerspruch um des Widerspruches willen, einen der Charakterzüge des französischen Volks und seiner Litteratur. Bei Zola ist dieses Frondieren außerordentlich stark entwickelt. Ihr liebt die Wohlgerüche? Da habt ihr die Düfte der Hallen, eine ganze Käsesymphonie (im „Ventre de Paris"). — Ihr geht an einem Betrunkenen voll Abscheu schnell vorüber? Seht, hier liegt Coupeau in seinem eigenen Säuferunrath (im „Assommoir"). — Begegnet ihr einer Dirne, so wendet ihr euch ab? Hier ist Nana, die höchste Potenz des Dirnentums, ein ganzes Bordell in einer einzigen Person. — Die Geburt eines Kindes dünkt euch allen zwar ein sehr wichtiger Akt der Natur, aber die Details überlaßt ihr dem Geburtshelfer? Hier packe ich euch am Arm, halte euch fest vor dem Bett einer Gebärenden und lasse euch alle ihre Qualen hören und sehen (in „La joie de vivre"). — Ihr legt mit einem Gefühl körperlichen Behagens täglich reine Wäsche an und werft die unsaubere in die Ecke? Da, seht her, was sagt ihr zu diesem Korb voll schmutziger Wäsche? Und dabei breitet der Verfasser Stück für Stück vor Nase und Augen aus.

Nicht daß Zola seine häßlichen Stoffe so behandelt, wie er es thut, sondern daß er sie überhaupt gewählt hat, könnte man ihm zum Vorwurf machen. Aber wer kann gegen seine Weltauffassung? —

Kunst-Notizen.

In **Brüssel** haben Wagner's „Meistersinger" am 7. März einen großartigen Erfolg gehabt. Das Monnaie-Theater war ausverkauft, eine glänzende Versammlung hatte sich zu dem Ereignis eingefunden. Das Orchester war ausgezeichnet, auch die Chöre waren im Ganzen vortrefflich. Die Presse kann nicht umhin, einen der größten Erfolge zu konstatieren. Sämtliche Pariser Zeitungen bringen übrigens ausführliche, zum Teil enthusiastische Berichte. „Gaulois" meint, dem genialen deutschen Komponisten dürfte nunmehr auch die französische Oper geöffnet

werden und er nicht mehr nur auf den Konzertsaal angewiesen bleiben.

Wie man aus **Paris** schreibt, bewirbt sich der Baron Alphonse v. Rothschild um die Aufnahme in die Akademie der schönen Künste. Der Pariser Rothschild sucht den jetzt von Antisemiten und Sozialisten so viel erörterten Ursprung des Familien-Vermögens vergessen zu machen, indem er nicht etwa blos seltene Altertümer zu Altertümern, Kunstschätze zu Kunstschätzen häuft und eifersüchtig vor der Welt verschließt, sondern werkthätig die Kunstbestrebungen der Gegenwart fördert. So steht bekanntlich Alphonse v. Rothschild auch in enger Beziehung zu der Pariser Kunstzeitschrift „L'Art".

Als bedeutendster Repräsentant der jungen Naturalisten in **Rom** muß der Coburger Bildhauer Ernst Sommer angesehen werden. Das Atelier Sommer's, hoch oben auf dem tarpejischen Felsen gelegen, bietet eine reiche Fülle künstlerisch vollendeter Arbeiten mit meist komischen Vorwürfen. Unter diesen nimmt sofort eine Bronzearbeit die Aufmerksamkeit in anspruch, welche auf der Londoner internationalen Ausstellung die goldene Medaille errang und des Künstlers ganzes Wesen und seine Richtung kennzeichnet. Ein Satyr, mit langem wohlgepflegtem Bart, ist im Begriff, mit einer Sichel sich diesen abzuschneiden. Auf seiner Schulter hockt ein kleiner, außerordentlich sorgfältig gearbeiteter Amor, dessen mutwilliges, schadenfrohes Lächeln zeigt, wie sehr er sich seines gelungenen Werkes freut. Der Gesichtsausdruck des eitlen, verliebten Satyr ist geradezu unübertrefflich wiedergegeben. Ueberraschender und komischer dem Effekte nach ist ein mit einem Weinschlauch beladener Dieb, dem seine Verfolger Pfeile in den gefüllten Schlauch geschossen. In Strömen ergießt sich der Inhalt des gestohlenen Gutes über das Haupt des Trägers, der erstaunt und ratlos aufwärts blickt und sich vergebens bemüht, dem Unglück Einhalt zu thun. Ein kleines Meisterwerk ist eine Bronzestatue, die allerletzte vollendete Arbeit Sommer's. Ein kleiner Hadernsammler hat einen eleganten Handschuh gefunden und ist bemüht, seine Hände in denselben hineinzuzwängen. Stolz blickt er auf sein Werk und der Ausdruck seines Gesichtes scheint sagen zu wollen, daß er sich jetzt für den vollendetsten Dandy halte. Ausgezeichnet wirkt der Kontrast der zerfetzten und zerlumpten Kleidung des Bürschchens mit dem eleganten Handschuh. Sommer's neuere Arbeiten in demselben Genre zeigen deutlich einen stetigen Fortschritt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sein ernstes Streben gebührende Anerkennung finden wird. Natürlich faseln schon wieder einige kritische Kunsthämorrhoidarier, es wäre zu beklagen, wenn der geistreiche Künstler im Vertrauen auf seine bisher errungenen Erfolge sich verleiten ließe, von der Bahn des guten Geschmackes abzuirren und wenn er z. B. jene Centaurin zur Ausführung bringen würde, welche aus ihrer vollen Brust mit den Händen einen mächtigen Wasserstrahl herauspreßt und auf den Beschauer spritzt. Du lieber Himmel, man lasse sie in Gottes Namen spritzen!

Prof. Anton Heß in **München** hat den Preis von 2000 Rubel für das Modell erhalten, welches er zur Konkurrenz-Ausstellung für das dem Kaiser Alexander II. in Moskau zu errichtende Denkmal eingesendet hat. Alle 35 Konkurrenz-Arbeiten sind zur Zeit im dortigen kaiserlichen Geschichtsmuseum öffentlich ausgestellt.

Die Königin Viktoria hat den österreichischen Bildhauer Böhm mit der Ausführung einer Marmorbüste des verstorbenen Generals Gordon beauftragt. Die Büste ist für den Korridor von Windsor Castle bestimmt.

Gegenwärtig macht ein im letzten Saale des österreichischen Kunstvereins in **Wien** ausgestelltes realistisches Sensationsbild viel von sich reden. Es ist das Schauergemälde „Ein Erwachen in der Anatomie" von Prof. F. Skarbina, einem italienischen Künstler, welcher in der Berliner Akademie und Kunstgewerbeschule Anatomie lehrt. Das Bild läßt den Beschauer in eine Leichenhalle und auf verschiedene Sezirtische blicken; durch den schmalen Fenster dringt der erste Schein der aufgehenden Sonne herein und spielt auf den bleichen, teilweise nackten Leichengestalten, welche „der Sturm aus dem Lebensmeere an diese kahle Küste geworfen hat", — Leichen, nichts als Leichen, jede mit ihrer Journal-Nummer versehen. Und in dieser zahlreichen Totengesellschaft — dicht neben einer meisterhaft behandelten weiblichen Leiche — sieht man einen eben aus dem Scheintode zum Leben erwachten Selbstmörder sich emporrichten. Eine famose Idee!

Im letzten Akademie-Konzert zu **München** ist Anton Bruckner's siebente Symphonie mit glänzendem Erfolge unter Levy's Leitung aufgeführt worden. Bravo!

So haben also auch die **Ungarn** ihren Paul Heyse! Der treffliche Erzähler Jokai zeigte sich aufs neue als langweiliger Dramaturg und mittelmäßiger Bühnentechniker. Genau wie unser „Novellenkönig" Heyse. Jokai's dramatisierter „Goldmensch" hat bei der Aufführung im Theater an der Wien einen jammervollen Eindruck gemacht. Genau wie Heyse's „Alkibiades" anderswo. Trotzdem natürlich Lorbeerkränze, Lobartikel und sonstiges Dideldumdei in Hülle und Fülle. Die Welt will ihren Spaß.

„Margot." Drei Akte mit zweieinhalb Rollen ohne Stück. Lustspiel zum Weinen von einem vergnügten Diplomaten. Zum ersten Male aufgeführt im k. Residenztheater in München. Eulenburg's „Margot" war übrigens im Ensemble eine Vorstellung, die schauspielerisch zu den vorzüglichsten dieser Saison gezählt werden muß.

Verantwortliche Redaktion von Dr. Georg Conrad in München.
Eigentum und Verlag von Conrad & Bettelheim in München. — Druck von H. Kutzner in München.
Im Buchhandel zu beziehen durch Otto Heinrichs Verlag in Leipzig.